

Des Esels Schatten.

Eine Erzählung.

Da war gestern wieder einmal mein Vetter bei mir, der vor kurzem von seiner Reise aus Italien zurückgekommen ist. Wenn der mich besucht, so pflegt er gewöhnlich vielerlei zu erzählen, was er in dem fremden Lande alles mit erlebt hat. Manches davon wird euch Freude machen zu hören, wie zum Beispiel die Geschichte von des Esels Schatten.

Der Vetter erzählte:

Ich wollte einmal von Rom nach Tivoli hin. Das ist ein Städtchen im Gebirge, wo sich viele herrliche Wasserfälle durch die zerbrochenen Fenster eines verfallenen Schlosses tief in ein schönes Thal herabstürzen. Der Weg dahin ist kein Wagenprung, er ist wohl an die vier Meilen weit, und so hatte ich mir einen Reitefel gemietet, wie man dort zu Lande zu thun pflegt. Der Esel kam auch zur bestimmten Stunde vor mein Haus und mit ihm sein Herr, der Eseltreiber Antonio. Ihr alle wißt ja, was so ein Grauer für ein faules Tier ist. Wenn man darauf reitet, so folgt er nicht wie das edle Pferd auf das bloße Wort, oder beim Anziehen der Zügel, oder beim Druck der Schenkel. Nein, da muß fast immer noch ein Mann oder ein Junge hinterher laufen, der mit einem Knüttel tüchtig auf den Faulpelz losschlägt, denn alle Augenblicke steht das Tier still und will schlafen oder fressen. Aber das ist wahr, solch ein Esel hat doch eine dicke Haut, zwölf tüchtige Schläge mit einem starken Knüttel bringen ihn oft kaum von einer Distel weg, auf die er einmal Appetit bekommen hat.



Also gut! Ich besteige mein Tier und reite darauf los, und mein Antonio läuft lustig hinterdrein und schreit fortwährend: „Uri! Uri! Vorwärts, Fauler, vorwärts!“ Und so geht die Reiterei im Anfange ganz vortrefflich.

Nun aber war gerade an jenem Tage eine fürchterliche Hitze, wie das oft in Italien ist. Der Weg nach Tivoli führt durch eine wüste, öde Gegend; da ist kein Haus, kein Baum, oft nicht einmal ein Strauch am Wege. — Allmählich ward es Mittag, die Sonne brannte mit ihren stechenden Strahlen durch meinen Strohhut durch, daß ich nicht wußte, wo ich vor Hitze bleiben sollte. Der Esel wurde müde zu laufen, der Treiber wurde müde zu prügeln, und ich wurde müde länger auf dem Tiere zu sitzen. — Der Schlaf drückte

mir gewaltig auf die Augen, aber nirgends, wohin ich nur sehen konnte, war auch nur so viel Schatten, daß ich meinen Körper darin in Ruhe hätte ausstrecken können. Da kommt mir mit einemmale ein ganz gescheiter Einfall in den Sinn. „Halt!“ rufe ich, und mein Esel steht wie angewurzelt still. Was das Wort „Halt!“ bedeutet, das hat er gut behalten, dagegen das Wort „Vorwärts“ lernt so ein Esel sein Lebelsang nicht verstehen.

Am Wege steht ein großer, vertrockneter Alostengel, an den binde ich meinen Grauen an und denke, ich will es recht pfiffig machen und mich in den Schatten, den er auf das braunverbrannte Gras wirft, zur Ruhe legen. Ehe ich aber diesen vortrefflichen Vorsatz ausführe, wisch' ich mir den Schweiß von der Stirn, schlenkere meine beiden Beine in Ordnung — denn sie waren von dem langen Reiten steif wie ein paar Schwefelhölzer geworden — und seh' mich noch einmal nach den schönen blauen Bergen um, die sich auf der andern Seite in weiter Ferne hinziehen.

Als ich mich darauf wieder umkehre, um mich hinzulegen, wer liegt da schon in guter Ruhe im Schatten des Esels und schnarcht wie eine Rohr-



dommel? Kein anderer als mein Antonio. Er war doch noch ein größerer Pfiffikus gewesen als ich; was ich erst wollte, hatte er schon ausgeführt.

Daß der Mann da so gemütlich lag und schlief das war recht schön und gut, aber hier war ich doch offenbar die Hauptperson, und er nur des Tieres wegen mitgekommen. Außerdem konnte er ja doch die Sonnenhitze besser vertragen, da er viel mehr daran gewöhnt war als ich.